



Nach einem Foto von fotografa/Marten, rund fünfzig Jahre später.

Stefan
Blankertz
Canetti
Marinetti
Onetti
Ein Triptychon

Der Autor | 1956 | <Wortmetz> | stellt sich vor, wie sein Leben hätte verlaufen können, wären die Eltern in seiner frühen Jugend mit ihm nicht von Berlin weggezogen. Er plant drei alternative Biographien.

In jeder spielt eine (fiktive) Frau mit berühmtem Großvater respektive Vater eine prägende Rolle, **Diana Canetti**, **Judith Marinetti** und **Ida Onetti**. Dreh- und Angelpunkt der drei Novellen ist eine Bestattung im Jahr 1983, einmal die von Toms akademischem Lehrer, dann die seines Vaters, beide ermordet durch Terroristen, schließlich die seines Idols, einer Punkmusikerin.

Er endet *erstens* als ein konservativer Hochschullehrer, *zweitens* macht er Karriere zunächst als Terrorist, dann als grüner Spitzenpolitiker, *drittens* wird er gefeierter Rockmusiker. In dem gefakten biographischen Triptychon geht es um Konformität, um Popularität, um ewige Liebe als Probleme nicht bloß des Heranwachsenden; und bisweilen ist das Ungesagte mächtiger denn das Gesagte.

edition g.
213

Tom

→ 7 ←

Diana

→ 9 ←

Judith

→ 39 ←

Ida

→ 61 ←

Credits

→ 95 ←

Originalausgabe

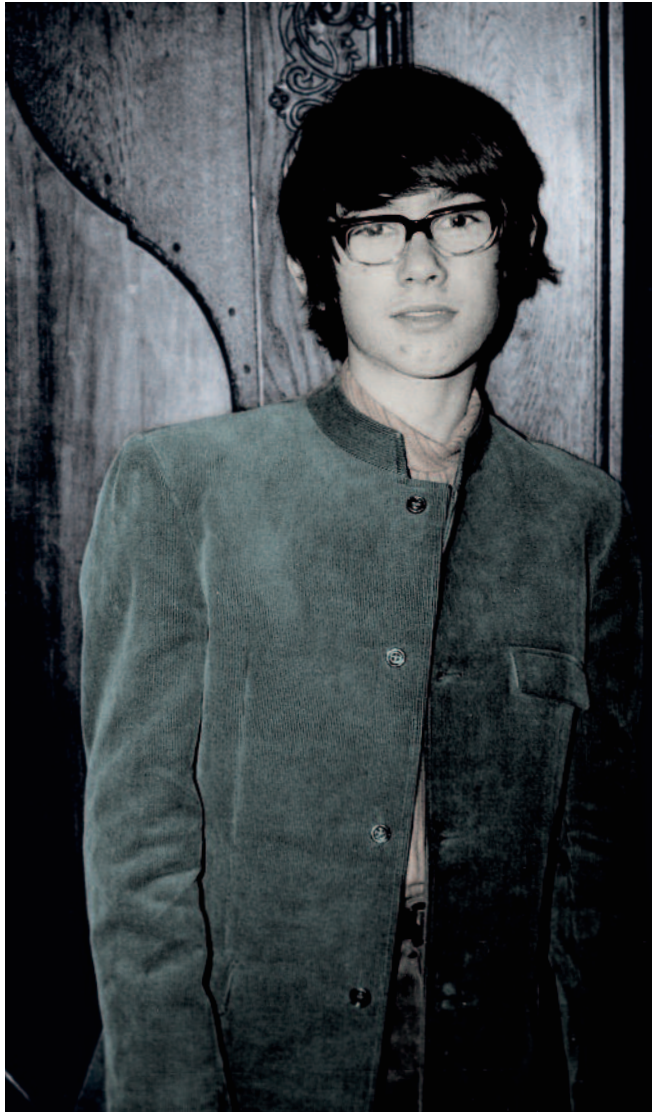
213 edition g.

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand,
Norderstedt

© 2021 Stefan Blankertz
editionpunkt.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7543-0254-5



10. oder 22. April 1970 (Lenin's 100. Geburtstag).

1969, das Jahr, als ich 13 wurde, folgte mein Vater dem Ruf nach Münster.

Meine jüngere Schwester, mein kleiner Bruder, seine Ehefrau und ich: Die Familie zog mit ihm von Berlin aus um, weg von Che Guevara und weg von den Wasserwerfern, die in unserer Straße auffuhren, wenn 'ne Demo war. In meiner Vorstellung wäre alles besser verlaufen, wenn wir in Berlin geblieben wären. Eine alternative Biographie hatte ich mir bereits 2011 mit <Die Literatte> auf den Leib geschneidert, freilich setzt sie in Münster ein. Zu spät.

In Münster schrieb ich meinen ersten Roman, mit der Hand, von einem handwerklich begabten Freund in Leder eingebunden, welchen ich, so unbedarft wie überheblich, bei Rowohlt oder, lieber noch, bei Suhrkamp erschienen ließ, so jedenfalls der Vermerk auf der selbstgemalten Titelseite. Bis dato ein frommer oder weniger frommer, vor allem ein unerfüllter Wunsch.

Das letzte Bild, an das ich mich für Berlin erinnere:

Morgens, Gymnasium. Die ersten Monate nach sechs qualvollen Grundschuljahren. Und immer noch Verwirrung. Mehr Nebel als Durchsicht. Da aber rauscht an mir dieser Große vorbei, unerreichbar in einer höheren Klasse. Steht zur Wahl als Schülersprecher. Wie ein römischer Volkstribun gewandet in ein weißes Bettlaken. Wallende pechschwarze Locken. Jesuslatschen. Und mir war wahrhaftig, als hätte ich den Gesalbten in Person gesehen und er habe mich zu seinem Menschenfischer erkoren.

Incipit Thomas Prawon ...

Für Judith. Gedicht. Wieder nur Worte. So viel Gedicht in mir. Füllt Bände. Wiegt schwer. Linkische Blätter. Befrage ihren Wert. Bezweifle. Aber wir. Wir sind einander der Schlüssel zu meinem dir unverschlossenen Irgendwo-garten.

Thomas Prawon, *Berliner Tagebuch*.

<Don't bogart the joint.>

und die betäubende Masse der Gegendemonstrant_en schwoll an. Was sie anklagten, war Isolationsfolter, vom Bullenstaat eingesetzt gegen alle, die wortverachtend Widerstand leisteten, indem sie eine von den <Foltermägden des Staatsschutzes umgenietet> hatten. Keiner derjenigen, die die Masse sich einverleibte, hätte den Mord gutgeheißen. Keiner derjenigen, die die Masse sich einverleibte, hätte es gutgeheißen, eine private Beerdigung zu stören. Keiner? Auch und gerade das Private ist politisch!

Unter den Gegendemonstrant_en sah Tom: Diana. Hieß sie den Mord an ihrem Vater gut? Hieß sie gut, seine Beerdigung zu stören?

Wie in ein tosendes Wasser warf Tom sich in das Gewoge. Er spürte die Kraft und nicht mehr seine Beine, seine Arme, sein eigenes Denken. Die Welle schlug über seinem Kopf zusammen. War Prof. Kein, mein Doktorvater, etwa nicht Teil der vom Staatsschutz erstrebten Lösung, Friedhofsruhe über Westdeutschland her zu stellen, weil er sich geweigert hatte, zum Problem für das Schweinesystem zu werden? Hatte er den Tod etwa nicht verdient? War denn dies überhaupt eine Beerdigung und etwa nicht eine Demonstration des Bullenstaats? Man konnte, nein, man durfte angesichts dieser Bestialität nicht ins Privatistische verfallen; individuelle Gefühle hatten zurück zu stehen: hinter jenem weltmännischen

Ganzen, der Zukunft des Planeten, des Überlebens der Menschheit und der Menschlichkeit und der ganzen Biosphäre. Tom wusste, dass er nicht zeigen durfte, einen Rest Vorbehalt bewahrt zu haben, kein Teil der Masse zu sein. Sie hätte ihn verschlungen, ohne es auch nur zu registrieren. Er mühte sich, Diana im Blick zu behalten, aus dem Schlick zu fischen.

—Diana —sagte Tom.

Indem sie bei ihrem Bürgernamen gerufen wurde, löste ihre Verbundenheit mit der Masse sich. Diana aber wandte sich ab von Tom und strebte von ihm weg, zurück in gurgelnden Schlund. Aber er war nicht bereit, aufzugeben. Er erwischte den Zipfel eines Ärmels von ihr, packte ihn und zog sie hinter sich her; zog sie hinter sich her, während die Masse um sie herum eine Spalte bildete, trotz vereinzelter Stimmen, die ihn der Gewalt gegen Frauen bezichtigten, vereinzelt, noch individuell bleibende Stimmen, die nicht zur Masse anschwellen, ließ die Masse links liegen und stellte Diana vors Grab.

Der Pastor hatte, Hysterie in der Stimme, von der Passage des Glaubens in das Schauen gesprochen, von einer Krise des Glaubens, von den Gefahren, die den Glauben bedrohen, seine Stimme überschlug sich, von dem zu Betruernden hatte er nicht gesprochen und von den Umständen seines unwürdigen Todes geschwiegen. Es waren mehr Trauergäste eingetroffen, als die Kapelle fasste. Die Übrigen warteten, wie Tom, draußen; sie scharrtten mit den Hufen, blickten betreten zur Erde und wussten nicht, wohin mit ihren Händen. Das Wetter war so, dass man sich nur zu kalt oder zu warm anziehen konnte, derart die Trauergäste zum Teil froren, zum Teil schwitzten. Manchen war die dem Anlasse angemessen

steife Kleidung ungewohnt, konservative Intellektuelle trugen auch selten bloß noch Formelles. Diana war unangemessen salopp oder alternativ gekleidet; offensichtlich hatte sie nicht vorgehabt, zu erscheinen, oder, wenn sie es hatte, dann war sie nicht bereit gewesen, sich anzupassen.

Nun stand sie am frischen Grab und warf sich auf den Haufen Erdaushub, bewegte die Arme, so als wolle sie schwimmen, war die Erste, die Erde ins Grab warf, sich im Dreck suhlte, ihre schmutzige Kleidung beschmutzte, auch das unangemessen, jedenfalls in den Augen der Trauergäste, die nicht wussten, dass sie seine Tochter war; kaum jemand wusste, dass er im Leben überhaupt ein Kind gehabt hatte. Mann hielt sie für eine hysterische Studentin von ihm; diese Hysterie wurde anders als die des Pastors mit Argwohn und Schadzauber gezüchtigt. Diana wird es nicht bemerkt haben, dachte Tom. Mann ebenso wie Frau meinte zu wissen oder munkelte, dass er Studentinnen hatte, die ihn mehr verehrten, als es für einen Professor angemessen ist. Keiner wird wissen, in welchem Dilemma Diana steckt, dachte Tom. Sollte es ihm denn nicht vielmehr einerlei sein?

Lernete ich Diana Canetti durch Prof. H. Kein oder Hermann durch Diana kennen? 1983 trugen wir ihn zu Grabe. Wir. Sie, die ihren Vater verachtete und sich von mir vor zehn Jahren um seinetwegen entfremdete, und ich, der ihn geliebt habe wie ein Sohn seinen Vater und nicht nur wie ein Schüler den Doktorvater. Nun aber, aus der Masse herausgelöst, war sie, seine Tochter, es, die heulte, und ich vor Hass stoisch keine Miene verzog, vor fremdem Hass auf die Welt, die ihn getötet hatte. Dass es Menschen waren, wollte ich nicht wahrhaben. Dass es

von der aufgelöst am Grab ihres Vaters stehenden Diana ein Foto gab, rettete sie davor, später, als die herrschende Meinung, die Meinung der Herrschenden, sich gedreht hatte, als Mittäterin angeprangert zu werden, auch nachdem dies durch das Gericht bereits festgestellt worden war, freilich nur mangels Beweisen.

Ängstlich blickten unsere Trauergäste sich nach den Gegendemonstranten um, verstanden die Parolen nicht, wussten nicht um ihre Schuld, hielten zusammen und bildeten eine betäubte Masse, abgegrenzt gegen das verständnislose Außen. Als sei sie mit Dianas Abzug ihres Zentrums beraubt worden, fiel die Gegendemonstration in sich zusammen. Aber auch bei den Trauergästen, nun gestört durch Dianas Anwesenheit, ging der Zusammenhalt verloren und die meisten derer, die nicht zur Familie gehörten, zerstreuten sich; zur Familie, die ebenso bloß unvollständig anwesend gewesen war. Es gab da nämlich jemanden, den ich schmerzlich vermisste, so sehr, dass ich bereit war, Alice in jedem verknorrten Baumstamm mit anscheinend menschlichem Antlitz zu erkennen, bis ich mir, peinlich berührt von der Halluzination, die unglückliche Wahrnehmung eingestehen musste. Es wäre unangemessen gewesen, diese Erfahrung und diesen Schmerz mit jemandem zu teilen. Auch Diana stand dafür leider nicht zur Verfügung.

Vor dreizehn Jahren muss es gewesen sein, dass ich sie, wen auch immer zuerst, kennenlernte. Prof. H. Kein wurde vermutlich auf mich aufmerksam, als er für eine Besprechung mit Prof. Paul Prawon, meinem Vater, zu uns ins Haus kam. Paul lud ihn nach herzlich verlaufener Besprechung ein, zum Abendessen zu bleiben, bei dem ich nicht nur anwesend, vielmehr auch zugegen war. Als

Pädagoge achtete Paul darauf, mich früh genug mit der Welt des Geistes und ihrer hervorragendsten Vertreter bekannt zu machen. Ich war jung genug (oder, alternativ, durch Präsenz in einem fortschrittlichen akademischen Haushalt unverfroren genug), um nicht vor dem Muff von 1 000 Jahren unter einem Talar ehrfürchtig zu versinken, sodass ich in Hermann einen (nur zufällig etwas älteren) Freund erblickte.

Er fühlte sich heimisch in einer anderen als in unserer Welt, jener anderen Welt der edlen Wilden, Indianer, Bergclans, Afrikaner und warf einen exotischen Blick auf die laufenden Ereignisse, die für mich unvermeidlich erschienen. Er zeigte, er bewies mir, wie wir mit Kleidung und Worten die Zugehörigkeit definierten, eine neue Konformität konstituierten, die wir irrten, rechts liegen gelassen zu haben. Er zeigte, er bewies mir, wie unsere Auflehnung gegen Autorität uns für mechanische Herrschaft anfällig macht, für Unterwerfung unter Gruppenzwang, für blinden Gehorsam und für fanatische Entgleisungen. Das erregte mich ebenso wie Diana, und doch übte seine Sicht auf mich anders als auf Diana eine Faszination aus, die mich begierig werden ließ, mehr von diesem Mann zu lernen, und überhaupt, das Lernen zu wertschätzen und nicht als ein bloßes bourgeoises Relikt zu missachten.

—Wilde sind Staatsfeinde —sagte Hermann—, und die Autorität hilft ihnen, ihr Leben ohne einen Staat zu meistern. Gerade weil sie Staatsfeinde sind, sind sie konservativ; sie sind sozusagen Steinzeitkonservative.

Tom lümmelte sich auf dem unvermeidlichen Sisalteppich mit Diana im Arm und spürte, wie sie sich verhärtete. Sie sog an ihrem Joint und ihr Ärger löste sich in

Rauch auf. Meist kam es anders, ob mit oder, meist, ohne Joint. Die Partei sah kiffen nicht (mehr) gern.

Freilich kann es auch sein, dass ich Diana vor ihrem Vater Hermann kennenlernte und ich es war, der Paul auf ihren Vater aufmerksam machte. Sie waren Kollegen, vertraten jedoch verschiedene Fächer, sodass nicht klar war, ob sie einander ohne Weiteres auf den immer weitläufiger werdenden Fluren der aus dem Leim gehenden Universität vergegnet wären. Diana ging auf die gleiche Schule wie ich (deren Name mir entfallen ist), allerdings drei unerreichbare Klassen über mir.

Auch Diana war, ganz wie der Vater, anders als die Anderen; für sie war das aber noch viel schwerer zu ertragen als für ihn. Diana sah nicht aus wie Uschi Obermaier und auch sonst entsprach sie nicht dem Bild eines Blumenkinds und Kommunarden. Sonst hätte Tom bei ihr keine Chance gehabt. Er ergriff die Chance mit beiden Händen. Zu jener Zeit verkehrte sie noch im Haus des Vaters, wenn auch die Spannungen mit jedem Besuch stiegen. Sie war eine Revolutionärin, eine Berufsrevolutionärin, um es genauer zu sagen, aber sowas von. Kompromisse gab es nicht, wären einem Verrat gleichgekommen. Genosse Che Guevara hatte die die korrekte Massenlinie markierende Parole ausgegeben:

—*Schafft zwei, drei, viele Vietnam.*

Etwas anderes kam nicht in die Tüte.

—Tom, was findest du bloß an der? —sagte Toms Kumpel Klaus.

Wie konnte Tom ihm erklären, was er empfand? Alles an Diana war perfekt und verheißungsvoll; auch wenn den Anderen dies verborgen blieb. Ihr Mund. Der Klang ihrer Worte. Ihr Gang. Und die Geste, mit der sie ihre

wundervoll ungepflegten Haarsträhnen hinter das Ohr strich, um freie Sicht auf die Außenwelt zu erhalten. Ihr Hüftschwung. Wie sie die Lider senkte, wenn sie seine verhöhlenen Blicke erhaschte. Ihr Geruch von Freiheit und Abenteuer, wenn es ihm gelang, ihrem begehrlischen Körper nahe genug zu kommen. Alles dies verhieß, dass es da draußen eine Welt zu erobern galt, dass sie wertvoll genug war, sie erobern zu wollen. Alles dies ließ meinem Kumpel Klaus sich nicht vermitteln, sagt Tom zu mir; Klaus war dann aber doch aufmerksam und konnte an Meldungen nicht genug kriegen, bis Tom die magischen ersten sieben Male mit Diana gepennt hatte.

Wie war das, sage ich zu Tom, und woran erinnerst du dich? Willst du dich erinnern?

Tom erinnert sich an jede Einzelheit. Diana hatte ihn angerufen. Er war sehr aufgeregt. Noch nie hatte ihn Diana angerufen. Noch nie hatte ihn jemand angerufen. Sie wollte ihm sagen, dass sie zwei Wochen mit ihrer Mutter wegfahren werde. Tom und sie hatten auf den Fluren und auf dem Hof der Schule sporadisch miteinander gesprochen, diese flüchtigen Treffen rechtfertigten aber nicht, dass sie ihm Bescheid gab. Darin lag eine geheime Message, obwohl Tom bereits begann, sie zu vermissen, bevor sie überhaupt fort war; für kurze Zeit nach dem Maßstab der Welt, in der die Ratio regierte und man der Liebe keinen Platz zudachte. Woher hatte sie überhaupt seine Nummer (die Nummer seiner Eltern)? Ach, richtig, es gibt eine <Auskunft>, die einem weiterhilft, wenn man sich dort anzurufen traut. Was würde bei ihrer Rückkehr geschehen? Zwei Wochen schienen mehr als die Ewigkeit. Doch dann kam ihm die rettende Idee und mutig fragte er sie, ob er sie jetzt noch besuchen dürfe.

Sie sagte Ja, als habe sie seinen Vorschlag erwartet, und er brach sofort auf. Er war noch nie bei ihr zu Hause gewesen, in der Wohnung ihrer Mutter; und die erste Aufgabe, die es zu meistern galt, bestand darin, sie überhaupt erstmal zu finden. Mit hirnverbranntem Herzen drückte Tom nach schließlich gemeisterter Aufgabe die Klingel und die Prinzessin öffnete.

Bereits die Umarmung in Eingang und Flur dauerte länger als gewöhnlich, wollte gar nicht aufhören. Etwas linkisch schloss Diana die Tür und sie stolperten in ihr Kinderzimmer. Verschwommen, aber klar, nahm Tom wahr, dass es ein Kinderzimmer war, geblieben war, mit der Bärchentapete, mit den Stofftieren in allen Ecken, ja sogar die in einem anderen Abschnitt ihres Lebens unvermeidlichen Pferdebilder klebten an den Wänden, die nicht einen einzigen Hinweis auf Revolution anzeigen. Es läuft, leise, Musik.

Buffy Saint-Marie, meine ich jedenphalls, mich zu erinnern, sagt Tom zu mir.

Die Matratze liegt auf dem Boden (es fehlt also tatsächlich das Kinderbett, dem Diana entwachsen zu sein scheint) und wie von selber landen sie auf ihr; Diana beginnt, ihn zu entkleiden und sich zu entkleiden, nachdem sie merkt, dass Tom nicht so richtig weiter weiß.

Ich dachte bloß, jetzt darfst du nichts falsch machen, bitte, sagt Tom zu mir, aber woher sollte ich denn wissen, was <es richtig machen> bedeutet?

Als Tom Dianas bloßen Busen sieht und berührt und sie seinen Penis umfasst, setzt bei Tom etwas ein, das <Umnachtung> zu nennen falsch wäre, denn es war von einer strahlenden Helligkeit gekennzeichnet und das Erwachen war von Freude und Seligkeit begleitet.

Ich wäre gern mehr dabei gewesen, sagt Tom zu mir, und dennoch ist es eine vollendete Erinnerung, so perfekt wie imperfekt; ganz und gar präsent überschattet sie meinen ganzen weiteren Werdegang.

Diana zündete sich eine Selbstgedrehte an, und sie seufzte. Tom verunsicherte das. Seufzen kannte er bloß als den Ausdruck von Melancholie oder Wehmut, durch den Karin, seiner Mutter, ihre Askese bisweilen zu unterbrechen pflegte.

—Hab' ich was falsch gemacht —sagte Tom.

—Nein —sagte Diana, und sie blies Rauch in seine Richtung—, es war wunderschön. Aber erst, wenn wir es sieben Mal miteinander gemacht haben, bist du keine Jungfrau mehr. Den Rest holen wir nach, wenn ich wieder zurück bin.

Diesen Klang ihrer Worte, diesen aus abgestandenem Joint- und aktuellem Tabakqualm gemischten Duft unbeschreiblicher Herrlichkeit und diesen Genuss in ihrer Umarmung würde Tom immer wieder und überall neu suchen, immer wieder suchen und wann und nirgendwo finden?

Später kam Dianas Mutter und fand es, verduzte es Tom, ganz natürlich, dass er da war, stellte keine Fragen, blickte nicht sie oder ihn komisch an, sondern lud ihn ein, mit ihnen zu Abend zu essen.

Das einzige, was ich mit der sonst unkomplizierten Mutter zu beachten hatte, sagt Tom zu mir, war, wie ich später von Diana angewiesen wurde, den Namen ihres Erzeugers nie in deren Gegenwart auszusprechen oder anzudeuten, dass ich, oder noch fataler: sie mit ihm in Kontakt stand.

Während Dianas zweiwöchiger Abwesenheit litt Tom.

Kein einziges Mal meldete sie sich bei ihm. Die Stimmung mäanderte vom Hoch der Erwartung ihrer Heimkehr zur Angst, er habe sich alles nur eingebildet oder sie habe es sich inzwischen anders überlegt oder, Horror, ihre Mutter habe interveniert und den Umgang mit ihm verboten (ob sie sich den Umgang hätte verbieten lassen?, ob das Verhältnis zwischen ihr und ihrer Mutter derart gestaltet war, dass die Mutter es sich hätte einfallen lassen, ihr den Umgang zu verbieten?, ob ihre Mutter irgendetwas an ihm auszusetzen hatte?; dass ich dies nicht wusste, war der Ausdruck dafür, weder Diana noch ihre Mutter auch bloß oberflächlich zu kennen). Ihre Heimkehr aber wurde zu seinem Triumph.

Mit ihrem Vater brach Diana an jenem Tag, an dem sie ihn ultimativ aufforderte, sich ohne Wenn und Aber der Weltrevolution, der Revolution aller werktätigen Massen unter Führerschaft des Großen Vorsitzenden, Genosse Mao tse Tung, anzuschließen. Hermann antwortete nicht sogleich, sondern war still und horchte in sich hinein, was Dianas Verve ins Leere laufen ließ. Ihre Anspannung erkannte ich an einem leichten Zittern im Unterkiefer.

—Als Kind —sagte Herrmann— stürmte ich mit der preußischen Fahne in der Faust auf Mars-la-Tour; kämpfte neben Hektor im Streitwagen gegen Ajax und Achilleus vor den Toren Trojas; unter spanischer Sonne schwor ich mit Hannibal Rom ewige Feindschaft. Ich bezwang, im Anfang der französischen Revolution, die Bastille, warf befreite Worte in die flammenden Massen und blickte Robespierre, dem Unbestechlichen, in die Augen; hunderte Male marschierte ich mit Friedrichs Regimentern in den Kampf; am Vesuv stand ich neben

Teja, dem letzten Gotenkönig; und im teutoburger Wald bohrte ich dem Varus das Schwert in die Brust. Wahllös nahm ich, damals, die Helden, wie sie mir kamen. Von den Waffen, von dem tieferen Sinn ihres Kampfes hatte ich keine Vorstellung, ich sah nur die Mannen der Tat, die Unerschrockenen und Kühnen, die vom Ruhm der Jahrhunderte umflorten. Welch tolles Beispiel ist Hagen hingegen, ein Mensch wie wir alle, in langen Jahren unermüdlicher Pflichterfüllung zu stahlhartem Krieger geworden. Im entscheidenden Augenblick, am Scheideweg seines Lebens, da ist in ihm die Treue zu der Idee, der er sein Dasein geweiht hat, da steht die Ehre seines Königs und Herrn, da erweist sich sein Schwur auf das Banner der Nibelungen höher als seine eigene, äußerliche Ehre. Schmach und Schande muss er über seine Gefolgschaft ergehen lassen, und erst eine ganze Dekade später, wo Hagen seine unverbrüchliche Treue an der Seite Gunthers mit dem Tode besiegelt, da erst kann er den giftigen Schmähern zeigen, wie wirklich sein Herz ist, da kann er beweisen, dass seine Seelengröße tausendmal höher zu werten ist als die des unbekümmerten, zum Heldentum vorbestimmten Siegfried. Meiner Erziehung, meiner ganzen Vorstellungswelt entsprechend und meinem gehorchenden Wesen gemäß wurde ich Nationalsozialist. Schon früh machte ich mir Gedanken über Tiefe und Beweiskraft der Weltanschauung; aber keine Sekunde habe ich gezweifelt. Mit knechtischem Eifer wachte ich über meine eigenen <Leistungen>. Ich hasste das Christentum, weil es zu hassen mir gelehrt wurde; ich verabscheute Jesus, weil ihn zu verabscheuen meine Pflicht war; ich war Antisemit, weil Antisemitismus ein Programmpunkt der Partei war; mit Kampfes-

wut verfolgte ich die Begriffe Bolschewismus ebenso wie Kapitalismus, weil Adolf Hitler mit dem Finger auf sie wies, als Feinde unserer Welt. Das Dogma stand für mich von Anfang an fest. Als ich selbstständig denken lernte, da erfüllte mich keine andere Aufgabe außer der, jene unantastbare Idee wissenschaftlich-moralisch zu untermauern. Ich kannte kein sakrosankteres Ziel außer dem, für die Fahne zu kämpfen, zu siegen, zu sterben.

—Und wie bist du davon losgekommen? —sagte ich.

—Zwischen Heute und jenem Tag, an dem ich nicht sterben durfte, liegt ein langer, langer, dornenreicher Weg —sagte Hermann—. Jenem Tag während des Endkampfes, an dem ich in unserem Unterstand verletzt und verschüttet wurde, gerettet durch einen amerikanischen Offizier, den ich zuvor unter Beschuss genommen hatte. Unter unaussprechlichen Qualen habe ich um der Wahrheit willen vor mir selber zugeben müssen, dass ich der Fahne des Teufels gedient habe. *Die Mörder sind unter Euch!*; das rufen die Geister der Erschlagenen und Ermordeten, der Vergasteten und Verhungerten dem überlebenden Deutschland zu. Die Mörder sind unter uns, dieser Ruf peitscht unaufhörlich meine verletzte Seele. Ich klage niemanden an, meine Mutter nicht, und nicht meinen Vater, den General, der mir die Befehle erteilte, nicht, und nichtmal den Führer. Allein mich selber klage ich an.

Ich hielt den Atem an.

—Genau deshalb —sagte Diana und sprang auf. Sie holte mit der Hand aus, als gebiete sie über eine Masse oder als wolle sie ihren Vater ohrfeigen— kannst du gar nicht anders und musst dem Volke dienen.

—Tausende Male schlimmer —sagte Hermann; eine

Antwort vermochte ich darin allenfalls indirekt zu vermuten— als die Folgen meiner Kopfverletzung, quält mich die Schuld, die ich auf mich geladen habe. Niemals könnte ich es wieder vergessen; aber darum werde ich immer und ewig meine Kraft und Entschlossenheit einsetzen, die Freiheit zu verteidigen. Die Freiheit der Person, die Freiheit des Geistes und des Herzens. Niemals wieder werde ich mich Phrasen und Trompetenblasen, Orden und Fahnen verpflichten. Niemals wieder werde ich die Gesetze von Ruhm, Vaterland und Masse zu den heiligen Werten meines Lebens machen. Menschlichkeit und Menschen im Geist zweitausendjähriger westlich-abendländischer Kultur werden immer die Leitplanken meines Denkens und Handelns sein.

Diana hatte seine Antwort vernommen und verließ wortlos das Haus, das sie, so weit Tom wusste, nie wieder betrat. Nie wieder hat sie, so weit Tom wusste, mit ihrem Vater gesprochen. Tom stammelte Hermann gegenüber verlegen und verschämt eine Entschuldigung, kaum eine Verabschiedung, und stürzte der Angebeteten hinterher.

Auch von Tom verlangte Diana die völlige Hingabe, nicht zu ihrer materiellen Anima, vielmehr zur ideellen Persona des Volks. Das Leben eines Berufsrevolutionärs bestand vor allem aus nächtelangen, rauchschwangeren, sonst aber unsinnlichen Sitzungen, in denen bei dem Kampf der jeweiligen zwei Linien mittels des Verfahrens von <Kampf-Kritik-Umgestaltung> die vorübergehend korrekte Linie zu ermitteln war, bis sie durch eine neue dem Volke dienende Linie aufgehoben wurde. Auch Toms Kumpel Klaus machte tapfer mit; doch eines Nachts, da entschied er sich für die falsche Linie und gehörte hinfort solange dem Volksfeind an, bis Tom der

Ausstieg gelang. Vorläufig noch beeindruckte ihn Dianas Askese, angemessen einer fügsam emanzipierten Frau; mit ihrer Tüchtigkeit organisierte sie vor allem etliche Demonstrationen, die, wenn einige tausend Menschen sich einfanden, bewiesen, wie stark die Partei bereits verwurzelt war in den Volksmassen, deren Endsieg kurz bevor stand. Diana verließ die Schule, jobbte, während sie wie bisher in der Wohnung ihrer Mutter Alice Canetti geduldet wurde, und konnte darum fast ihren gesamten Verdienst an die Partei abliefern, wofür sie parteiintern oder vielmehr parteiöffentlich mehrfach gelobt wurde. Da Tom weiter das Gymnasium besuchte und den Kontakt zu Hermann aufrecht erhielt (was er Diana gegenüber verheimlichte wie eine Affäre; dass sie sie mit untrügerischer weiblicher Intuition riechen würde, ahnte Tom nicht, und hätte Diana sich nie eingestanden, wo doch Weiblichkeit und Eifersucht konterrevolutionäre Sachen sind), erhaschte er manchmal einen Außenblick auf die laufenden Ereignisse und sah dann, wie sehr sie sich im Aquarium bewegten in einer Welt, die mit ihrer Innenwelt unverbunden war.

Es gab einige Durchbrüche wie etwa die Erstürmung einer Kulturausstellung der Sowjetunion oder das Einschmuggeln von Flugblättern in die DDR; das erzielte Wirkung in einer Öffentlichkeit, die mehr umfasste als die der eigenen Partei. Der Kampf der Volksmassen, die auf der Siegerstraße unaufhaltsam voran marschierten, hatte sich auf Weisung der chinesischen Genossen nämlich vom Kampf gegen den US-Imperialismus, der nichts mehr weiter darstellte als eine sterbende Supermacht, in den Kampf gegen die aufstrebende Supermacht der UdSSR gewandelt, um der sozialen und nationalen Re-

volution überall auf der Welt optimal zu dienen. Dafür hatten kleinbürgerliches privates Glück und vor allem Bumsen und Lieben zurückzustehen; dergestalt wickelte sich die Beziehung zu Diana nahezu von selber ab. In dem Moment, in dem sie herausriecht, dass Tom immer noch bei ihrem Vater verkehrt und somit fremdgeht, sie schlimmer betrügt, als hätte er bloß niedere animalische Bedürfnisse befriedigt (was sich immerhin durch eine geeignete Selbstkritik vor der Gruppe hätte wettmachen lassen), ist es hochhoffiziell aus und vorbei.

Tom erwachte aus seinem fötalen Traum und ward als eine zweite Geburt in die kalte Welt ohne Herz geworfen.

Hin und wieder besuchte Tom Dianas Mutter Alice, wenn er Gewissheit hatte, dass Diana nicht zu Hause war. Er stellte fest, dass Alice seine Gesellschaft genoss. Einmal, als er zu ihr kam und sie zusammen zu Abend gegessen hatten, fragte sie ihn, neben ihm stehend, in dessen er noch saß, ob er mit ihr ins Kino gehen wolle. Er sah sie an und zog sie zu sich auf den Schoß. Er begann, sie heftig zu küssen. Seine Hand wanderte unter ihren wollenen Pulli, der nicht das Entfernteste mit Sex zu tun hatte, nach oben, suchte ihren Busen. Mund und Iris nahe an ihrem Gesicht sieht und spürt er alle Spuren des Alters an ihr, Abdrücke ihrer verschobenen Kleidung auf der Haut, was ihn erregt, wie er noch nie erregt war, wie ihn Diana nicht hatte erregen können.

—Was machst du? —sagte Alice.

—Ich trag' dich ins Schlafzimmer —sagte Tom.

—Und dann? —sagte Alice.

—Ziehe ich dich aus —sagte Tom, der es inzwischen gelernt hatte.

—Und dann? —sagte Alice.

—Du wirst es schon spüren —sagte Tom.

Er erfuhr, dass sie es anders als ihre Tochter, jedenphalls zur besten Zeit ihres Zusammenseins, leider nicht mochte, dass er sie mit der Zungenspitze befriedigte. Doch in sie einzudringen, war so schön, viel schöner als bei Diana; aber er vermisste das selige Lächeln danach, das er von Diana kannte, jedenphalls zu der besten Zeit ihres Zusammenseins.

—Es muss nicht für immer sein —sagte Alice mit ungewissem Ausdruck.

—Hat es dir etwa nicht gefallen? —sagte Tom.

—Ja, doch —sagte Dianas Mutter—, du hast mich sogar wieder auf den Geschmack gebracht. Aber es muss nicht für immer sein. Du bist noch ein Kind.

Anders als Diana rauchte Alice danach nicht. Sie spielte an ihm herum, was Tom verunsicherte.

—Wenn du noch mal willst, kann ich es dir mit dem Mund machen —bot Tom an.

—Nein —sagte Dianas Mutter—, ich will ja deinen Schwanz.

Begeistert kam Tom wieder. Und am liebsten trank er Alice, ihr sichtlich peinlich, wenn sie verschwitzt war. Anders als ihre Tochter blieb sie beim Sex nicht reglos, um nachher erst in Empfindung zu geraten; aber dann war Schluss, ohne dass sie ihm, wie zuvor versprochen, noch weitere Tricks zur Verfeinerung seiner Liebetechniken gezeigt hatte. Das Ende der Beziehung zu Alice erschütterte mich stärker als das Ende mit Diana, sagt Tom zu mir, in dem Moment; aufs Ganze gesehen, prägt mich jene verkorkste Geschichte mit Diana. Ihre Mutter ist eine bleibende schöne Erinnerung, zu der ich

gut onanieren kann, wenn sonst nichts mehr hilft. Die nobelwerte Technik von Alices Vater, abgelegte Affären verächtlich zu bedenken, lehnt Tom ab.

Das Unheil schlich sich an auf Samtpfoten. Als erstes Anzeichen wertete Prof. Thomas Prawon später, dass die vorderste Reihe seiner Hörer einer Vorlesung im Anfang des Semesters, noch bevor er auch nur die Begrüßung gesprochen hatte, aufstand und den Saal verließ. Das Gemeinsame, das Choreographierte, das Orchestrierte, die zur Schau gestellte, gedrillte Entschlossenheit hätte ihn warnen können. Sicherlich gab es weitere Anzeichen, an die Tom sich nicht erinnerte oder die er nicht wahrgenommen, nicht richtig eingeordnet/verdrängt hatte.

—Wie können Sie sich denn weigern, eine genderneutralisierende Sprache zu verwenden —ein Student, männlich, erhob sich in einem ansonsten von Glanzleistungen freien Seminar, und platzte damit ohne jeden Bezug in eine Diskussion—, vor allen Dingen, dass Sie eine solche bei ihren Studenten verbieten?

Der Wirbel klopfender Knöchel verwunderte Tom zunächst. Dann fiel sein Blick auf die Wandparolen gegen die Isolationsfolter von damals, die keiner sich die Mühe gemacht hatte, zu übertünchen.

—Mir ist nicht bekannt —sagte Tom—, dass ich etwas verbiete. Das einzige, was ich tue, ist, dass ich es jedem, der bei mir eine Arbeit schreibt, freistelle.

—Frauen dürfen bei Ihnen nicht studieren? —sagte der Student. Tom hatte er aufhorchen lassen als junger Mann, den er gern zu seinem Schüler machen würde. Die legere Art, sich zu kleiden, vermutlich weil von Wichtigerem abgelenkt, die zurückhaltende, ja fast verschämte Art, Gedankenfiguren aus Holzigen Themata zu